

Petra Zwaka

„Wessen Heimat ist die Heimat?“

Ein Rückblick auf 50 Jahre Museumsgeschichte

Schöneberger Heimatschau

„Wessen Heimat ist die Heimat?“¹ So überschrieb 1957 ein kritischer Autor in einem Lokalblatt seinen Beitrag über die erste Schöneberger ‚Heimatschau‘, eine kleine historische Ausstellung zur Bezirksgeschichte im Rathaus Schöneberg. Die provokante Frage zielte auf die Ausstellungsinhalte, die verklärend, als „regelrechte Heimatschnulze“, ja als „allerliebste Dorfgeschichte“ inszeniert Stadtgeschichte vermitteln sollen. „Wenn es nur diese wäre“, führte der Schreiber fort, „so könnte man nur mitleidig lächeln. Aber im Verniedlichen, im Verdrehen und vor allem im Verschweigen treiben es die Veranstalter so weit, daß man ihnen gehörig auf die Finger klopfen muß.“

Veranstalter und für die Inhalte verantwortlich war Kurt Pomplun, ehrenamtlicher Heimatforscher und gleichzeitig Angestellter im Bauamt Schöneberg. Über zwei Jahre hatte er beharrlich die Sammlung von Dokumenten, Fotos und Objekten zur Bezirksgeschichte betrieben, geleitet von dem Ziel, längerfristig ein Archiv und ein Heimatmuseum aufzubauen. „Wir wollen keine historische Rumpelkammer, in der wir einfach alles anhäufen.“ sagte Pomplun, „hier sollen nur Dinge festgehalten werden, die historischen Wert in bezug auf unsere Stadtgeschichte haben.“²

Erste Etappe auf dem Weg war die Heimatschau „Es war in Schöneberg...“, untergebracht in einem Raum im Rathaus gleich neben dem Saal der Bezirksverordneten. Die Besucherzahlen konnten sich sehen lassen, die Politiker hielten unterstützende Reden, die Presse begleitete überwiegend wohlwollend diese „Brücke zur Vergangenheit“. Die Brücke, damit war wohl das Anknüpfen an die Zeit vor der nationalsozialistischen Diktatur gemeint, als die Welt noch nicht belastet schien von Ausgrenzung und Verfolgung, Krieg und Zerstörung. Heimat wird nach dem Zweiten Weltkrieg wieder groß geschrieben, die Identitäten neu bestimmt und gestärkt. Nicht zuletzt der Strom von Heimatvertriebenen, Umsiedlern oder Flüchtlingen unterstreicht den Wert von Heimat. Es ist daher nicht verwunderlich, dass in dieser Zeit überall in Deutschland Heimatstuben und Heimatmuseen neu entstehen oder Heimatschauen ihrem Publikum den Schein von Heimeligkeit und Nähe bieten wollen. Der ersten Schöneberger Heimatschau folgen noch weitere mit solchen Themen wie „Wir fahren so gemütlich“ oder „Trari, trara, die Post ist da!“

Was die einen als Brückenschlag ausgeben wollten, entlarvt der erwähnte Autor von 1957 als bloße Geschichtsklitterung. In seinen Mutmaßungen über die einseitige Ausrichtung der Ausstellung geht er sogar so weit, dem Heimatforscher Pomplun eine eindeutige NS-Vergangenheit zu unterstellen, die letztlich dann auch erkläre, „warum hier so geflissentlich verschwiegen wird, was ans Tageslicht gezogen werden sollte.“ Kurt Pomplun war nachweislich in der Zeit des Nationalsozialismus Führer im

Jungvölkischen Bund und hat dort die „heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft der Schöneberger Jugend“ geleitet. Über diese Gruppe ist wenig bekannt. Aber es ist anzunehmen, dass mit scheinbar harmlosen, biederer Heimatgeschichten, unmerklich für die meisten, eine Blut- und Bodengläubigkeit, verbunden mit militanten Expansionsgedanken vermittelt werden sollten.

Der Autor schreibt für die „Schöneberger Nachrichten“, dem Jargon nach zwar ein SEW-nahes Lokalblatt, aber er trifft den Kern des Problems. Die Schöneberger Heimatschauen der fünfziger Jahre sollten wiedergutmachen, was durch die nationalsozialistische Gewaltherrschaft und den Krieg zerstört worden ist. Bereits um die Jahrhundertwende hatte es den Versuch gegeben, eine Heimatausstellung aufzubauen. Erst 1936 bekommt das aufgebaute Heimatarchiv im Friedenauer Rathaus am Breslauer Platz eigene Räume. Sämtliche Bestände fallen dem Krieg zum Opfer. Der Neubeginn 1957 soll das „Rad des Zeitgeschehens um 100 Jahre oder 200 Jahre zurückdrehen“ und eine „liebvoll zusammengetragene Sammlung“ präsentieren.³

Die Schöneberger Heimatschauen wirken, wie sie sich heute über Fotos, Presseberichte und Dokumente vermitteln, wie eine affirmative Selbstbespiegelung des Bezirks, geprägt vom Zeitgeist der fünfziger Jahre, ohne Raum für kritische Fragen und die weniger glanzvollen Themen der Stadtgeschichte. Die etwa zur gleichen Zeit von Alexander Mitscherlich angegriffene „Unwirtlichkeit der Städte“ – im Untertitel eine „Anstiftung zum Unfrieden“ – hätte in einer solchen Heimatschau keinen Platz gefunden. Das Unwirtliche, Ungemütliche blieb draußen – vor der Ausstellung.

An dem Konzept änderte sich im wesentlichen auch nichts, als die Heimatschauen 1976 eigene Museumsräume im Haus am Kleistpark bekamen. Der damalige Kunstamtsleiter Georg Zeller macht das „Heimatmuseum Schöneberg“ zu einem nostalgischen Ort, zeigt in einer Dauerausstellung zur Stadtgeschichte bis 1920 weiter die Requisiten einer betulichen Bürgerlichkeit und gibt vor, über ein Sammelsurium aus Scherben und Knochen, Sammeltassen und persönlichen Erinnerungsstücken Geschichte zu vermitteln. Für den Kenner freilich waren auch schon damals viele interessante Einzelobjekte darunter, die, wenn man sie entdeckt und entschlüsselt hatte, einiges über die Bezirksgeschichte erzählen konnten.

Ein neues Geschichtsverständnis in den achtziger Jahren

Die von unserem Schreiber vor fast 50 Jahren aufgeworfene Frage „Wessen Heimat ist die Heimat?“ war ihrer Zeit offensichtlich weit voraus. Denn Anfang der achtziger Jahre werden mit der neuen Geschichtsbewegung ähnliche Fragen aktuell.⁴ „Spurensicherung am Ort“, „Grabe, wo du stehst“ und „Geschichte von unten“ sind die neuen Schlagworte. Im Mittelpunkt stehen die Lebensverhältnisse der Menschen, wo sich im kleinen wiederfindet, was die große Geschichte ausmacht. Auch der Begriff „Heimat“ hat einen Wandel erfahren, von naturbezogener und gemeinschaftlicher Lebensqualität ist jetzt die Rede, Publikationen der Volkskunde interpretieren die Geschichte des Heimatverständnisses neu. Damit gerät auch wieder eine Institution ins Gespräch, auf die man noch zehn Jahre vorher ideologiekritisch allenfalls verächtliche Blicke warf: das Heimatmuseum. Hier scheint jetzt der Ort zu

sein, wo die Auseinandersetzung über „Heimat“ neu geführt werden kann. Das Heimatmuseum ist regional verankert, eng verwoben mit der lokalen Bevölkerung und in der Regel das erste Museum, das Schulkinder besuchen. So wächst der Bildungsarbeit der lokalen und regionalen Museen allmählich eine erhöhte Verantwortung zu und viele beginnen, sich neu zu orientieren. In den Zeitungen kann man von einer „neuen Gründerzeit der Heimatmuseen“ lesen, „Heimat“ wird zum Thema für lokale Partei- und Gewerkschaftsgruppen. Gleichzeitig entstehen überall im westlichen Bundesgebiet und in West-Berlin Geschichtswerkstätten, in denen sich Akademiker/innen und Beteiligte aus dem Umfeld der neuen sozialen Bewegungen für den Perspektivenwechsel von einer Geschichte „von oben“ zu einer „Geschichte von unten“ engagieren. Die neuen Methoden, wie die mündliche Geschichtsforschung und das Erschließen neuer Quellen, etablieren sich allmählich auch im universitären Bereich. Im Mittelpunkt steht die Erforschung des Alltags und der kulturellen Lebensformen. Ein neues Verständnis von Heimat soll definiert werden, das nichts mehr zu tun hat mit dem völkischen Heimatbegriff, sondern Ausdruck der sich ausformenden multikulturellen Gesellschaft sein soll. Als sich 1983 der 50. Jahrestag der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten jährt, bilden sich überall historisch arbeitende Gruppen, um eine öffentliche Debatte über die Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die lokalen Lebenszusammenhänge zu erzwingen. Dabei gehen die Initiativen über klassische Vermittlungsformen hinaus und erproben für den subjektiven Zugang zu Geschichte unterschiedliche kulturelle Ausdrucksformen wie Theater, Kunst oder Film.

Für das Heimatmuseum Schöneberg zeichnet sich bereits eine Wende ab, als 1982 das Kunstamt Schöneberg, in dessen Zuständigkeitsbereich das Museum damals gehört, eine neue Leitung bekommt. Katharina Kaiser, von Hause aus Kunstpädagogin, entwickelt ein weitreichendes Konzept der Kunst- und Kulturvermittlung, das sich explizit in den Stadtteil öffnen will. Zu diesem Ansatz gehört, dass sie die Geschichtsarbeit im Bezirk in das Konzept dezentraler Kulturarbeit einbindet.

In Wechselausstellungen zur Stadtgeschichte im Haus am Kleistpark und im öffentlichen Stadtraum werden von nun an Themen zur Diskussion gestellt, die bisher eher zu den vernachlässigten Seiten der Lokalgeschichte gehört hatten: Industrie- und Sozialgeschichte, Kulturgeschichte, die Zeit des Nationalsozialismus und der Judenverfolgung. Der Kunstsamtsleiterin zur Seite arbeiten neben Künstlern und Kulturvermittlern auch Wissenschaftler/innen aus dem Umfeld der neuen Geschichtsbewegung, die den aktuellen fachwissenschaftlichen Diskurs in die Arbeit des Kunstamtes tragen. Ganz im Geist der Zeit werden auch neue, bis dahin eher ungewohnte Kooperationspartner in die Auseinandersetzung mit Lokalgeschichte einbezogen: Bewohner und Bewohnerinnen des Stadtteils, Kultur- und Umweltinitiativen und die Berliner Geschichtswerkstatt, die seit 1980 in der Schöneberger Goltzstraße angesiedelt war.

In diesem Zusammenhang erhält das historische Archiv einen neuen Stellenwert. Die von Kurt Pomplun im Rahmen seiner Heimatforschung akribisch zusammengetragene Sammlung von Fotos und Dokumenten, Zeitungen, vielen alten Büchern, Karten und Plänen wird erstmalig der allgemeinen Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Viele Menschen können jetzt „selbstforschend“ tätig werden.

Mit der aktiven Geschichtsarbeit soll dem heimattümelnden Museum ein anderer Begriff von „Heimat“ entgegengesetzt werden. 1990 willigt die Schöneberger Bezirksverordnetenversammlung nach einem zweijährigen Diskussionsprozess in die beantragte Namensänderung des Heimatmuseums ein. Ein Zitat von Katharina Kaiser aus der Begründung vor dem damaligen Volksbildungsausschuss: „Die in unserem Land noch immer ausgeprägte Neigung, über ein vorgestelltes Ganzes Identifikation zu erlangen (Reich – Heimat – Kiez) statt Identitäten zu gewinnen aus dem eigenen, subjektiven Selbstbewußtsein und Selbstbewußtsein solidarischer Gruppen, die sich ihrer Geschichte bewußt sind – diese Neigung scheint mir der Neuinterpretation des „Heimat-Begriffs“ entgegenzustehen. Ich wünsche unserem Museum den schlichten Namen „Schöneberg Museum“ und würde es gern den späteren Generationen überlassen, das Museum wieder Heimatmuseum zu nennen, wenn mit dem Begriff selbstverständlich assoziiert würde: Toleranz und neugierige Offenheit zwischen den unterschiedlichen Kulturen innerhalb unserer historisch gewachsenen eigenen Kultur in einer längst Realität gewordenen multikulturellen Gesellschaft.“⁵

Fast zeitgleich wird das Museum im Rahmen des berlinweiten Konzepts der Förderung dezentraler Kulturarbeit mit einer festangestellten wissenschaftlichen Leitung ausgestattet und erfüllt damit eine der wesentlichsten Voraussetzungen für die Anerkennung des von der ICOM definierten Status ‚Museum‘.

Die langjährige Teilung der Museumsarbeit in Sonderausstellungen und ständige Ausstellung hat aber im Laufe der Zeit nicht nur die Quantität der Besucherströme sich auseinander entwickeln lassen, sie hat auch das erwartete dialogische Verhältnis nicht erfüllen können: Während die Sonderausstellungen von Museum und Archiv zehren, ihre Impulse und Ergebnisse aber aufgrund der räumlichen und finanziellen Bedingungen nur unzureichend ins Museum einfließen können, verharrte die ständige Ausstellung in den sieben kleinen Räumen des Museums in einer eigentümlichen Statik, die gegenüber Besuchern im besten Fall durch den anwesenden Museumspädagogen dynamisiert wurde.

Das Schöneberg Museum und das Jugendmuseum 2000

Museen sind ständig gefordert, ihren Standort und ihre Zielrichtung zu überprüfen. Als Anfang der 90er Jahre die rassistischen Übergriffe auf Asylbewerberheime und die eklatante Zunahme der Diskriminierungen von Ausländern die Öffentlichkeit erschütterten, haben wir damit begonnen, eine Zielgruppe besonders in den Mittelpunkt unserer Geschichtsarbeit zu stellen: Kinder und Jugendliche. Noch in den alten Räumen des Museums im Haus am Kleistpark arbeiteten wir in beengten räumlichen Verhältnissen, aber mit vielen kreativen Mitarbeitern gezielt zu dieser Thematik. Unter dem Stichwort „Gewalt und Ausgrenzung in der Geschichte“ führten wir historische Werkstattprojekte für junge Menschen durch. Ausgehend von historischen Fallbeispielen aus dem Archiv unseres Museums und mit Methoden aus der Museums-, Theater- und Medienpädagogik haben wir Kinder und Jugendliche dabei unterstützt, die eigene Situation ins Verhältnis zu einer vermittelten historischen Erfahrung zu

setzen. Im Rahmen dieser Reihe entstanden Theateraktionen zum Thema "Fremd in Schöneberg - Böhmen und Schöneberger im 18. Jahrhundert", eine Ausstellung und ein Film zum Thema "Ausgrenzung von Juden und Nicht-Juden am Werner-Siemens-Realgymnasium" sowie ein Hörrundgang durch das Bayerische Viertel zum Thema "Judenverfolgung". Diese Form der Arbeit ist eng mit der Projektmethode verbunden, in deren Zentrum die Tätigkeit des „Geschichte machens“ steht. Dabei geht es nicht um die Vermittlung abfragbaren historischen Wissens, sondern darum, den Prozeß der Geschichtsproduktion durch aktive Teilnahme transparent zu machen.

Die erfolgreichen Jugendprojekte des Schöneberg Museums weckten das Interesse der Bezirkspolitik. 1992 fasste die Schöneberger BVV den Beschluss, die Villa an der Hauptstraße für den Aufbau eines Jugendmuseums zur Verfügung zu stellen. 1994 bezogen wir das schöne Haus im historischen Zentrum von Schöneberg. Mit Unterstützung diverser Initiativen, wie dem Werkhof Zehlendorf und der Umweltberatungsstelle Berlin e.V. gelang der Um- und Ausbau des Gebäudes zu einem ansprechenden Museum für Kinder und alle anderen. Das Jugendmuseum war von Beginn an eng verzahnt mit den anderen Arbeitsbereichen des Schöneberg Museums und des Archivs.

1997 eröffnete das Jugendmuseum eine Ausstellung mit dem Titel „Wunderkammern – Wunderkisten“, die bis heute das Herzstück des Hauses ist. In drei Ausstellungsräumen sind in 54 übermanngroßen gelben Transportkisten historische Objekte und Dinge der Alltagskultur und Stadtgeschichte arrangiert. Das Ausstellungskonzept nimmt die alte Idee der fürstlichen Kunst- und Wunderkammern auf, in denen seit dem Mittelalter die unterschiedlichsten Objekte zusammengetragen wurden in dem Versuch, über die Dinge die Welt zu begreifen.

Über die Dinge die Welt begreifen: In der Ausstellung erzählen wir entlang der 54 Kisten die Geschichte der Region mit ihren lokalen Besonderheiten. Wir greifen dabei auch Themen auf, die in engem Zusammenhang mit der Lebensumwelt der Kinder stehen, ohne sie zu verniedlichen und von den problematischen Seiten zu befreien. Das Besondere und Ungewöhnliche an der Ausstellung sind nicht einzelne herausragende Exponate, sondern die tabulose Vielfalt der Themen und die formale Präsentation. Die authentischen Objekte verschwinden hier nicht in Glasvitrinen, sondern sind in provisorisch wirkenden Transportkisten versammelt und auf unterschiedliche Art und Weise in Szene gesetzt. Die Ausstellungsarchitekten haben ein Präsentationskonzept entwickelt, das den Betrachter dazu ermuntert, die "Objekte zu lesen, wie wir Bücher lesen - um die Menschen und die Zeiten zu verstehen, die sie schufen, benützten und wieder ablegten".⁶

Weil manche Themen dichter sind und deshalb die Präsentationen komplexer, haben wir weitere Möglichkeiten geschaffen, die Neugierde und manchmal auch das Wissen zu befriedigen. Als Pendant zu den großen Kisten oben finden sich im Museumskeller kleine gelbe Wunderkisten. Jede birgt wiederum authentische Objekte zum Anfassen und Untersuchen. Wer noch mehr wissen will, bedient sich eines eigens für Kinder und Jugendliche aufbereiteten historischen Archivs, das nach Stichworten aus der Alltags- und Kulturgeschichte sortiert ist.

Tausende von Kindern haben die Ausstellung besucht und, begleitet von Museums- und Theaterpädagoginnen, die "Wunderkammern und Wunderkisten" kreativ erforscht. Für uns alle ist erstaunlich, mit wieviel Respekt und Vorsicht den vertrauensvoll dargebotenen Gegenständen begegnet und wie wenig zerstört wird. Dem "Reiz des Originals", dem größten Potential eines Museums, unterliegen offensichtlich auch Kinder. Viele, die am Vormittag im Museum waren, kommen nachmittags oder am Wochenende wieder. Dann zeigen sie die Ausstellung ihren Eltern oder Großeltern. Manchmal werden sogar eigene historische Objekte mitgebracht, die dem Museum als Leihgaben angeboten oder geschenkt werden.

Wir haben das Jugendmuseum 1995 mit dem Anspruch eröffnet, jungen Menschen über die Auseinandersetzung mit Geschichte zu einem Verständnis ihrer selbst und ihrer Umwelt zu verhelfen und sie zu ermutigen, Respekt gegenüber Menschen und Dingen und gegenüber sich selbst zu entwickeln. Wir, das ist ein Team aus Museums-, Theater-, Medien- und Kunstpädagogen, Künstler und Ausstellungsarchitekten, das kontinuierlich an der Weiterentwicklung des Konzepts arbeitet. Die meisten sind freie Mitarbeiter/innen oder Zeitkräfte, die seit Jahren mit unserem Haus verbunden sind. Und das Gute ist: Sie haben trotz der vielen Kinder und Jugendlichen den Spaß an der Sache und an der Entwicklung neuer Ideen nicht verloren.

Die Arbeit des Jugendmuseums ist inzwischen auch überregional bekannt und anerkannt. 1996 wurde unser Haus für die Teilnahme an dem vom Europarat ausgelobten Wettbewerb „Europäisches Museum des Jahres“ vorgeschlagen. 1998 gewannen wir im Rahmen eines bundesweiten Wettbewerbs zum Thema „Zivilcourage“ den Sonderpreis der Stadt Berlin. 1999 wurde die Ausstellung „Wunderkammern - Wunderkisten“ mit dem Kinderkulturpreis der KroschkeStiftung ausgezeichnet..

Besonders stolz sind wir darauf, dass das Jugendmuseum Schöneberg im Herbst 2000 einer der Hauptveranstalter der überregionalen Fachtagung „Neue Wege der Museumspädagogik“ war. Denn wir haben seit Jahren die fachliche Debatte in Berlin und darüberhinaus um Methoden und Inhalten aktiv mitgestaltet. Nicht selten suchen inzwischen Museumspädagogen anderer Einrichtungen bei uns Rat und Unterstützung, insbesondere wenn es um die Vermittlung von Geschichte an Kinder und Jugendliche geht, die ansonsten nur schwer einen Zugang zu Geschichte und dem Ort Museum finden. Das Leben macht vor den Museumstüren nicht halt. Deshalb experimentieren wir immer wieder neu mit Arbeits- und Darstellungsformen, die thematisch um die Frage gruppiert sind, wie es möglich ist, die oft beklagte Gleichgültigkeit gegenüber der gegenständlichen Umwelt, gegenüber der eigenen Geschichte und der eigenen Zukunft aufzuheben.

Ausblick

Mit der Aufgabe der alten Museumsräume im Haus am Kleistpark 1999 konnten wir die umfangreiche Sammlung zur Stadtgeschichte unter dem Dach des neuen Museumsgebäudes an der Hauptstraße vereinen. Ab dem Jahr 2001 wird ein neuer Bereich, das Heimatmuseum Tempelhof hinzukommen. Es wird ein Konzept zu entwickeln sein, das den Anforderungen und der Struktur des dann bevölkerungsreichsten Berliner Bezirks Tempelhof-Schöneberg gerecht

wird. Und wenn der Vorwurf der Heimatschauen der fünfziger und sechziger Jahre nicht unangenehm zurückschallen soll, dann muss ein aktives stadtgeschichtliches Museum die unmittelbare Lebenssituation und die veränderten Lebensbedingungen vieler Menschen zum Ausgangspunkt seiner Museums- und Geschichtsarbeit machen.

¹ Schöneberger Nachrichten, hrsg. von der Nationalen Front des demokratischen Deutschland, 6.Jg., Nr. 7, 1957

² Telegraf, Nr. 212, 1956

³ Der Tag, Nr. 41, 1957

⁴ Alfred Georg Frei, Alltag – Region – Politik. Anmerkungen zur neuen Geschichtsbewegung, in: Geschichtsdidaktik, 9. Jg., 1984, H.2, S. 107 ff

⁵ Zitat aus: Sigrid Heinze, Petra Zwaka, Intentionen, Bedingungen und künftige Aufgaben dezentraler historischer Arbeit durch lokale Museen in Berlin, Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript anlässlich eines Colloquiums zur Stadtgeschichte in Berlin-Charlottenburg vom 7.7.-8.7.1990), Schöneberg Archiv

⁶ Oskar Negt, Wissenschaft in der Kulturkrise und das Problem der Heimat, in: Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven. Diskussionsbeiträge zur politischen Didaktik, hrsg. Von der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 1990, S. 185

Der Beitrag wurde veröffentlicht in:

Blicke ins Quartier, hrsg. von Johanna Muschelknautz und Petra Zwaka, Berlin 2001